

Timo
Feldhaus

Mary Shelleys Zimmer



ROWOHLT

Als 1816 ein Vulkan
die Welt verdunkelte



Timo Feldhaus

Mary Shelleys Zimmer

Als 1816 ein Vulkan die Welt verdunkelte

Über dieses Buch

1815 explodiert auf einer indonesischen Insel der Tambora. Es ist der heftigste Vulkanausbruch der Neuzeit und bewirkt enorme Klimaveränderungen. Kalt und dunkel wird es, auch in Europa kommt es zu einem Jahr ohne Sommer.

Timo Feldhaus folgt der riesigen Schwefelwolke, die die Welt verdüstert, und beobachtet, was unter ihr geschieht: Goethe entdeckt die Wolkenwissenschaft und wird nie wieder in den Urlaub fahren. Caspar David Friedrich malt giftgelbe Sonnenuntergänge, Napoleon sitzt einsam auf der Insel St. Helena und hat alles verloren. Ein Mädchen sieht ihre Familie verhungern und irrt durch ein Deutschland, in dem die nationale Idee aufkeimt.

In Genf kommt es zu einer künstlerischen Eruption: Die 18-jährige Mary Shelley, gerade mit ihrer Liebe aus London geflohen, versteckt sich vor den Unwettern bei Lord Byron, dem ersten Rockstardichter. Hier kommt der stillen, hochtalentierten Frau die Idee für ihren ersten Roman: die Geschichte von Frankenstein und seinem Monster, die erste Science-Fiction.

Timo Feldhaus beschreibt einen Himmel und eine Welt im Umbruch – die der heutigen überraschend ähnlich ist. Es ist eine außergewöhnliche Liebesgeschichte inmitten einer Klimakatastrophe. Und genau so passiert.

Vita

Timo Feldhaus, geboren 1980, ist Journalist und Autor. Nach einem Studium der Literaturwissenschaft schreibt er für *Monopol*, *Welt am Sonntag*, *Zeit Online* und *Der Freitag* über Kunst- und Gesellschaftsthemen. Er arbeitete an der Volksbühne Berlin. Mit seiner Familie lebt er in Berlin und München.

Inhaltsübersicht

Widmung

1 London

2 Weimar

3 Sumbawa

4 London

5 Paris, Wien

6 London

7 Sumbawa

8 London

9 Sumbawa

10 Waterloo

11 Rügen

12 London

13 Weimar

14 Europa

15 London

16 Dresden

17 London, Genf

18 St. Helena

19 Aargau

20 Diodati

21 Weimar

22 Diodati

23 Berlin

24 Diodati

25 Wien

26 Stuttgart

27 Diodati

28 London

29 Dresden

30 Genfer See

31 Mauretanien

32 Genf, Weimar

33 New Lanark

34 Mont Blanc

35 London

36 Weimar

37 Stuttgart

38 London

Epilog

Frankenstein

Katharina von Württemberg

Thomas Stamford Raffles

Napoleon Bonaparte

John Polidori

Percy Bysshe Shelley

Lord Byron

Johann Wolfgang von Goethe

Louise Seidler

Caspar David Friedrich

Mary Shelley

Ada Lovelace

Friedrich Ludwig Jahn

Claire Clairmont

Tambora

Dank

Quellen

Für Mila und Maurin

London

Mary Godwin saß an einen Grabstein gelehnt auf dem Friedhof St. Pancras. Es war der 26. Juni 1814, ein Sonntag, und einer dieser unentschiedenen Tage, die noch die Nässe des Frühlings mit dem schon tiefgoldenen Licht des Sommers kombinieren. Vögel sangen ein paar Lieder. Mehrmals die Woche pilgerte die Sechzehnjährige hierher, um zu lesen, zu schreiben oder einfach, um vor der sich rasant zum Mittelpunkt der Welt entwickelnden Stadt ihre Ruhe zu haben. Mary trug ein hochgeschlossenes Kleid von spröder Eleganz. Sie war groß und dünn, ihre blondbraunen Haare flatterten im Wind wie eine Flagge über einem seltsamen schönen Haus.

Nun öffnete sich leise das eisenbeschlagene Friedhofstor, und ein Mann trat ein. Er hieß Percy Bysshe Shelley und warf eine Nuss in die Luft, die einer eleganten Kurve folgend in seinem Mund landete. Percy war überzeugter Vegetarier. Begleitet wurde er von Marys Halbschwester Jane, die ihn als geheimer Kurier herbringen sollte und sich nun losmachte, um Räder schlagend im Grün zu verschwinden. Marys Herz klopfte, als sie sich aufrichtete. Percy sah sie, hüpfte kurz etwas auf und

beschleunigte seinen Gang. Der hochintelligente Student hatte die Eliteschulen Eton und Oxford besucht und erst vor Kurzem öffentlich der Religion abgeschworen, dadurch die Institution der Universität hinter sich gelassen, beziehungsweise sie ihn, und so durchaus mutwillig den Bruch mit der eigenen Familie vollzogen. In diesem Moment hatte der 20 Jahre alte Percy das flirrende Gefühl im Körper, wenn ein in der eigenen Epoche noch nie gedachter, also völlig neuer Gedanke einen Menschen überfällt. Nämlich, dass er sich nach Religion, Familie und Staat nun auch von dem die marode Gesellschaft zusammenhaltenden verbliebenen Ideal der Zweierbeziehung frei machen würde. Die Liebe würde nur größer, weil wahrer, dachte er euphorisch und noch mehrmals aufhüpfend. Percy stand beinahe vor Mary, er wollte ihr schnell und viel erzählen von dem, was ihm flammend im Schädel herumwirbelte. Doch Mary Godwin nahm seinen Kopf in beide Hände und küsste ihn auf den Mund. Sie hatte sich das gut überlegt und war jetzt dennoch unglaublich erschrocken. Es war der erste Kuss ihres Lebens. «Ich will dich», flüsterte sie heiser, und ihr Kopf zersprang.

Der ungestüme und sehr zärtliche Kuss, der genau eine Minute und 24 Sekunden dauerte, fühlte sich spektakulär an. Kurz darauf schrieb Percy einem Freund über Mary: «Ich glaube nicht, dass es größere Vollkommenheit gibt, zu der die menschliche Natur gelangen könnte. Wie tief empfand ich meine Unterlegenheit, wie bereitwillig gab ich zu, dass sie mich

an Originalität, echter Erhabenheit und Brillanz weit übertraf, ehe sie einwilligte, ihre geistigen Fähigkeiten mit mir zu teilen.»

Mary lachte ihm ins Gesicht, er konnte nichts sagen.

P.B. Shelley, der übrigens Schriftsteller werden wollte, waren die Worte abhandengekommen. Sie umarmten sich und fielen vor dem Grabstein ins Gras.

Es begann wie die älteste Geschichte der Welt, eine junge Frau und ein junger Mann. Seine Eltern waren reich und langweilig, Barone aus Sussex. Ihre waren Londoner, häufig knapp bei Kasse, dafür extrem interessant. Percy bewunderte sie abgöttisch, vor allem Marys Mutter. Sie gehörte zu den ersten Feministinnen der Welt, eine europabekanntete Intellektuelle. Von vielen geachtet, von vielen geächtet. Ihre Mutter war daran gestorben, Mary auf die Welt zu bringen, und die Tochter konnte sich das nicht verzeihen. Ihre Mutter hieß wie sie, Mary. Aber an ihrer Stelle waberte nun die eigene ungenügende Existenz. Mary trauerte jeden Tag, und bei allem, was die Sechzehnjährige über ihre Mutter herausfand, wusste sie genau, dass das das Letzte war, was diese gewollt hätte.

Es blieb ihr Vater, Sozialphilosoph und Schriftsteller. «Alles gehört allen», diese Idee hatte William Godwin praktisch erfunden. Jetzt war er sauer auf seine Tochter, wegen Percy. Sie verbrachten zu viel Zeit miteinander. Mary konnte nicht sauer auf ihren Vater sein, noch nicht. Wie so vieles war auch Percy durch ihn in ihr Leben gekommen. Mary und er kannten sich seit acht Wochen.

Sie roch seinen Schweiß und das Gras unter ihnen. Es hatte wehgetan, nun war sie stolz. Sie sah in die Blätter, ihr Vater hatte ihr hier das Lesen beigebracht, indem er ihre kleinen Finger über den Grabstein und die dort hineingemeißelten Buchstaben geführt hatte: M A R Y. Sie war in sich gekehrt, ein bisschen nerdy, manchmal war Percy fast unheimlich zumute mit Mary, als käme sie aus der Zukunft. Sie war überzeugt, in ihm einen Gefährten gefunden zu haben. Menschen empfand sie als seltsam, langweilig, zu, immer gleich, dumm. Aber das sagte sie niemandem, denn es war hochmütig. Also schwieg sie oft und ließ ihre Augen leuchten. Die Leute fanden das niedlich, die Leute hatten eben auf die schrecklichste Art keine Ahnung von nichts.

«Wow», sagte Percy, nachdem sie lange geschwiegen hatten.

«Weißt du», sagte Mary, «ich habe darüber nachgedacht, was wir gestern besprochen haben, als wir durch die Stadt gelaufen sind.»

«Was meinst du?», seufzte Percy träumend. Die Dämmerung setzte ein, er war in das Streicheln der Härchen auf ihrem Arm vertieft.

«Wie wir leben. Der Rauch aus den Schloten der Fabriken.»

«Ah ja, die neuen Maschinen.»

«Ja, genau.»

Die beiden hatten gesehen, wofür die Arbeiter keine Worte hatten, doch was sie in jeder müden Faser viel größer spürten.

Die Maschinen waren ihnen überlegen, brauchten keinen Schlaf und machten sie bald überflüssig. Eine Revolution walzte durch die Straßen, doch sie war nicht von Menschen gemacht.

«Ich glaube, wir haben uns geirrt. Wir Menschen sind größer und stärker als jemals zuvor. Obwohl jeder Einzelne sich schwach fühlt. Das ist das Seltsame daran. Wir treiben gewaltige Dinge gegeneinander. Wir haben es selbst in der Hand.»

Mit leicht geöffnetem Mund hörte Percy zu, während Mary sich langsam aufrichtete und ein Buch aus ihrem Rucksack kramte. «Das habe ich gestern Abend in Vaters Bibliothek gefunden, es ist von Herder, diesem deutschen Philosophen. Es muss falsch einsortiert gewesen sein, ich hatte nach Schauergeschichten für uns gesucht.» Mary blätterte durch das Buch. «Es steht ein komisches Wort darin, es heißt ‹Klima›.»

«Klima?», fragte Percy.

Mary hatte die Stelle gefunden. «Warte mal, ich lese es dir vor: ‹Seitdem er das Feuer vom Himmel stahl und seine Faust das Eisen lenkte, seitdem er Tiere und seine Mitbrüder selbst zusammenzwang und sie sowohl als die Pflanze zu seinem Dienst erzog, hat der Mensch auf mancherlei Weise zur Veränderung desselben mitgewirkt. Europa war vormals ein feuchter Wald, und andre jetzt kultivierte Gegenden waren's nicht minder: es ist gelichtet, und mit dem Klima haben sich die Einwohner selbst geändert. Wir können also das Menschengeschlecht als eine Schar kühner, obwohl kleiner Riesen betrachten, die allmählich von den Bergen herabstiegen,

die Erde zu unterjochen und das Klima mit ihrer schwachen Faust zu verändern. Wie weit sie es darin gebracht haben mögen, wird uns die Zukunft lehren.»»

Die Wörter drehten sich in Percys Kopf und knisterten sachte an den Neuronen. Was er ganz genau verstand, und das spürte er auch in seinem Bauch: dass Mary für ihn so ein Klima war. Sie würde alles ändern können.

Weimar

Einige Monate lang hatte sich Johann Wolfgang von Goethe steinalt gefühlt. Morgens beim Aufstehen konnte er sich öfter nicht mehr riechen. Nicht im Negativen oder Positiven, nein, er schien sich selbst völlig geruchlos. Das war nun vorbei. Das allseits anerkannte Originalgenie zählte 65 Jahre und lief aufgeregt durch seinen großen Garten am Frauenplan, in den ein kurzer Weg von seinem Arbeitszimmer führte und der in diesem Frühsommer bereits in allerhöchster Pracht stand. Die Apfelbäume schlugen aus, die Tulpen, die Kaiserkrone daneben, alles sang und duftete. Und er selbst stank wieder salzig und lebendig. Vorbei lief er an seiner Sammlung botanischer Pflanzen, die der Geheimrat sich zwecks metamorphischer Beobachtung im Kleingarten hielt. Vorbei lief er, denn er hatte plötzlich Anderes, Größeres, Neuere und noch Fremderes im Kopf. «Als wäre ich in der Pubertät», schrie es in ihm. Er sah nach oben und lächelte dem Himmel zu.

Seine Drüsen und Sinne waren wieder aufgesperrt. Goethe las und schrieb, wie er es schon lange nicht mehr richtig getan hatte. Von Schreibtisch zu Schreibtisch rauschte er in seinem

Arbeitszimmer, an dessen Wänden insgesamt drei geräumige Tische standen, voll von Material für jede seiner vielen Tätigkeiten. In diesen Tagen war das Material ein einziges Buch. Durch dessen Inhalt verwandelte sich der deutsche Dichter in einen Perser aus Tausendundeiner Nacht.

Denn die Lebenskraft, die Goethe seit ein paar Tagen umspülte, verdankte er einer schlecht ins Deutsche übersetzten Sammlung persischer Lyrik. Ihr Autor war Hafis, ein Dichter und Mystiker, der den Koran auswendig kannte und vor 300 Jahren gestorben war. Sie trafen Goethe mitten ins Herz. Höchst inspiriert schritt er das Morgenland seiner Fantasie ab und verließ dafür sogar sein so lange schon gelebtes Ideal einer Antike, in der die Rahmungen der Welt stets fest und klar, streng und gut sichtbar erschienen. Er überlegte, wie es wäre, in einem Zelt zu leben. Träumte sich mit Kameltreibern und alten Patriarchen unterwegs, wandernd von einem Ort zum nächsten, über einem nur die Sterne. Ganz allein auf der Welt, aber mit allem verbunden. Unter Hirten würde er sich fortan vielleicht mischen. In Hafis' Lyrik fand er ein Spiegelbild des Weltreichs, das untergegangen war wie gerade eben das Napoleons. Er fand Glauben, an den er womöglich wieder glauben wollte. Und vor allem fand er darin: sich selbst.

Diesem Ich war Goethe jahrzehntelang aus dem Weg gegangen. Um sich zu kreisen, hatte er stets für infantile Zeitverschwendung gehalten. Jetzt war es eben geschehen, er schrieb und sprach seit einiger Zeit ständig von dem Gefühl,

«sich historisch zu werden». Der dritte Band seiner Autobiografie *Dichtung und Wahrheit* war erschienen und Goethe überzeugt, dass es das eine nicht ohne das andere geben konnte. Weil Fakten existieren und Fiktionen und beide sich, sobald die Sonne aufgeht, in der Atmosphäre mischen wie die Farben des Lichts. Jede Biografie war ein lebendiges Wesen, das sich verwandelte, sobald man es ansah. Die Stimmen waren beteiligt, die Geister waren beteiligt. Goethe mochte keine Geister. Es erschien ihm zwangsläufig, dass sich die Menschen der Zukunft für ihn interessieren würden. Dieses Geschöpf wollte er ihnen nicht allein überlassen. Goethe wollte eine Anleitung geben, eine Gebrauchsanweisung für sich selbst.

Sumbawa

Auf der anderen Seite der Welt segelte in diesem Sommer ein schottischer Forschungsreisender und späterer Diplomat durch das durchsichtige Wasser des weit verzweigten Indonesischen Archipels. Er war knapp 30 Jahre alt, hieß John Crawford und wurde von einem Matrosen auf die Wolke aufmerksam gemacht, die sich vor dem Expeditionsschiff auftürmte und den Himmel schwärzte. Ein Sturm, dachte der Forscher. Auch der Kapitän rief die Mannschaft auf, sich entsprechend zu rüsten. Als sie näher kamen, realisierte Crawford allerdings, dass die Wolke gar nicht als Vorbote zu einem Unwetter, sondern in ihrer monolithischen Erhabenheit zum Vulkan Tambora gehörte, dem sie sich näherten. Der Tambora war der größte Berg im Archipel. Seit Schiffe fuhren, orientierten sie sich an ihm. Nun war er offenbar erwacht. Wie ein Beweis fiel in diesem Augenblick leiser, trockener Regen auf das Deck. Crawford schlierte mit der Hand durch das feinkörnige Material, probierte etwas und hielt seinen Finger dem Matrosen hin: Ja, es war Asche, Vulkanasche.

Unsichtbare Vögel kreischten aus dem Dschungel in die beunruhigende Stille hinein, das Schiff bewegte sich sanft durch die Gewässer. Der Ethnologe ließ sich sein Fernrohr geben, stierte hindurch und schwang es mit großer Geste hin und her. Mit seinem Glas flog er durch den schwarzen Rauch und über die Inseln, die an den Flanken des riesigen Vulkanbergs lagen. Auf der Halbinsel Sumbawa konnte er, als das Schiff sich schon am Rande des Strandes bewegte, einen Mann anvisieren, der mit hinter dem Rücken gekreuzten Armen am Fenster eines Hauses stand und wie ein Häuptling aussah. Der Mann, den Crawford etwas verschwommen erkennen konnte, sah besorgt aus. Der Forscher hatte die Erfahrung gemacht, dass er, auch wenn er keiner einzigen asiatischen Sprache mächtig war, die hiesigen Menschen sehr gut verstand. Er wusste Charakterzüge anhand weniger Bewegungen zu deuten, das war seine Stärke. In diesem Augenblick sah der Schotte den Radscha von Sanggar, dessen Hoheitsgebiet am südöstlichen Hang des Vulkans lag und der nicht nur besorgt, sondern geradezu vorwurfsvoll auf den Vulkan blickte. Während dieser leise Qualm in den Himmel atmete, gelegentlich begleitet von einem kaum merklichen Beben der Erde, begriff der Engländer auf seinem Schiff stehend sofort alles. Er sah einen Teil, und der Rest des riesigen Puzzles setzte sich in seinem Kopf zusammen: Der Mann am Fenster hatte ein Problem, denn er musste den schwelenden Vulkan interpretieren.

Natürlich würden auch die Stammesmitglieder des Radschas jeden Tag in großer Angst überlegen, was die Rauchzeichen zu bedeuten hatten. In seinem Rücken, fantasierte Crawford, hatte sich bereits eine freche Bande Einlass verschafft. Es blieb dem Herrscher keine Wahl, er musste sie anhören. Der Radscha war im Volk geachtet, weil er Ordnung sicherte. Er schickte regelmäßig Kinder seines Stammes als Geschenke zu den Weißen, die sie schon lange beherrschten. Das tat ihm im Herzen weh, aber er konnte damit leben. Der erwachte Vulkan jedoch brachte Unordnung. «Die Götter werden uns bestrafen, ihr Zorn ist unendlich!», riefen die Menschen auf den Straßen. Sein Königreich war ein Paradies, die letzte Zeit hatte eine hervorragende Entwicklung in Gang gebracht. Die Reisernte fuhren sie zwei Mal jährlich ein. Kaffee, Edelsteine, Honig und Baumwolle konnten für gutes Geld an alle verkauft werden, die es ausgeben wollten. Es gab Vögel so groß wie Ziegen und so bunt wie überhaupt gar nichts in England. Ihre Pferdezucht war weit über die Grenzen der Insel bekannt. Durch den elysischen Überfluss angezogen, in dem die Bewohner lebten, waren unzählige Sprachen und Ethnien hier heimisch geworden. Die überwältigende Potenz der Natur gebar sich in einem permanenten rauschhaften Ausnahmezustand, sie gab und gab und gab. Das ganze Jahr schien die Sonne. Der Radscha hatte allerdings zwei Probleme, eigentlich sogar drei. Zum einen hatte er ständig diese irrationale Angst, dass seiner jüngsten Tochter etwas zustoßen könnte. Dann die Piraten, die mit Messern zwischen den dreckigen Zähnen auf ihren

Schnellbooten um die Insel fahren, um seine Untertanen zu kidnappen und auf den riesigen Sklavenmärkten Ostindiens feilzubieten. Und nun eben der Vulkan.

Die vier jungen Leute in seinem Rücken, allesamt von progressiven Ansichten getrieben, wollten die Erlaubnis einholen, nach einem Mann zu schicken, der in den Vulkan schauen sollte.

«Warum?», fragte der Radscha, drehte sich vom Fenster weg und versuchte dabei, seine Wut zu verbergen. «Warum, verdammt noch mal, überhaupt jemand von außen hierherholen?»

«Nun», antwortete einer der vier, «es war doch schon einmal einer da mit eisernen Instrumenten. Eine weiche Stimme hatte er gehabt. Ein Verrückter, natürlich. Aber wer sollte denn sonst hinaufklettern?»

Diese Männer wollten ihm seit Langem gefährlich werden, und sie machten das auf kluge Art. Beim letzten Punkt musste der Radscha ihnen recht geben. Wer sollte sich das trauen? Eine Unverschämtheit blieb es dennoch. Immer wollten sie etwas genau wissen, was seit Jahrhunderten niemand genau wissen konnte und im Dunkeln auch besser aufgehoben war.

Der riesige Tambora war seit ewigen Zeiten nicht mehr ausgebrochen. Er war ein friedlich schlafender Riese, der das Land fruchtbar gemacht hatte und die Menschen demütig. Der Radscha mochte seinen Vulkan. Natürlich war der Berg lebendig, was sollte er sonst sein. Die Geister der Toten

schliefen unter ihm. Der Radscha wusste genau, dass sie alle viel falsch gemacht hatten in den letzten Jahren. Aber wie sollte man Dinge auch nicht falsch machen, wenn man einigermaßen anständig leben wollte. Nun schwieg er. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass die meisten Probleme gingen, wie sie kamen, und wenn man herrisch über sie hinweg sah, gingen sie umso schneller. Das Rauchen würde bald aufhören. Es war Rauch. Er war grau, machte seltsame Formen und löste sich wieder auf. Die Wolken würden weiterziehen und der Himmel wieder lichter werden. Man würde wieder die Sterne sehen, und seine Leute würden sich keine Sorgen mehr machen. Sie würden ihn wieder lieben. Vielleicht, dachte er, hätte es auch sein Gutes, wenn einer von außen käme. Vielleicht könnte er ihm die Sache mit dem Vulkan anhängen. Er nickte dem Ratsvorsitzenden zu: «Dann soll er eben kommen», und kratzte sich mit seinem langen, türkis lackierten Fingernagel einen Krümel der vergangenen Nacht aus dem schwarz geschminkten Auge.

Der Radscha drehte sich wieder dem Fenster zu, und in diesem Moment schaute er Crawford durch das Fernrohr praktisch in die Augen. Dieser riss das Gerät herunter und befahl, obwohl er auf dem Schiff wirklich nichts zu befehlen hatte: «Weiterfahren.»

London

«Stopp!», rief Percy. Nachdem er Marys Vater ihre Liebe erklärt hatte, hatte der erst lange geschwiegen, dann rumgeschrien, und schließlich waren die Dinge außer Kontrolle geraten. Irgendwann war Percy im Arbeitszimmer auf den Schreibtisch ihres Vaters gesprungen und stand nun zentral vor dem Portrait von Marys Mutter an der Wand. Das kleine Fläschchen Gift, das er stets bei sich trug, reckte er kurz in die Höhe und löste den Korken vom Gefäß, sein Haar stand noch weiter vom Kopf ab als sonst, als hätte der Blitz geradewegs in ihn eingeschlagen.

Es begann der Showdown, auf den die fiebrigen letzten Wochen zugelaufen waren, der Raum surrte vor Energie. Einen Augenblick erschien Mary, die sich außer Atem in einen Sessel hatte fallen lassen, die Familienszene vor ihr wie eingefroren. Sie sah in Percys riesige Augen, die immer ein wenig unter Wasser standen. Er trug auch heute lange Hosen, die unten am Saum verwegen breit geschnitten waren. Sein weißer Kopf schaute aus den Kleidern heraus wie ein Schwan aus dem nächtlichen Wasser. Mein Elf, dachte Mary.

Nur einen Menschen kannte sie, dessen Worte so in sie einschlugen, und das war ihr Vater. Ihn hatte sie ihr Leben lang am hingebungsvollsten und unwillkürlichsten geliebt, und nun traute sie sich nicht, zu ihm zu sehen. Vater Godwin, der alte Anarchist, wirkte abgekämpft. Der Rock hing halb über dem Gürtel, er war dick geworden und hatte die Hälfte der Haare auf dem Weg verloren. Neben ihm räkelte sich Marys Halbschwester Jane Clairmont auf der abgewetzten roten Chaiselongue. Sie war die Tochter von Marys Vaters neuer Frau, ihr leiblicher Vater soll Spanier gewesen sein. An ihren Lippen konnte Mary erkennen, dass sie sich freute, weil etwas passierte, und zugleich demonstrativ schmolte, da sie in dem hier aufgeführten Drama nur eine Nebenrolle spielte. Jane sah sehr zeitgenössisch aus. Es war nicht nur das blassblaue Kleid, das ohne Korsett auskam und von dem weder Mary noch irgendwer sonst eine Ahnung hatte, wie und mit welchem Geld sie es aufgetrieben hatte. Ihre Stiefschwester umgab eine unerklärliche Leichtigkeit, die alle verrückt machte. Sie besaß die magische Gabe, immer etwas nachlässig auszusehen, zu jeder Situation das passende Gesicht zu tragen und den perfekten kurzen Satz zu sagen. Obwohl sie nie ein Buch las. Jedenfalls nicht oft. Jedenfalls nicht halb so gebildet war wie Mary. Die Beziehung der beiden fast gleichaltrigen Halbschwestern bestand aus großer Bewunderung, rasender Eifersucht und inniger Liebe. Sie beide wussten, dass Mary einmal Schriftstellerin werden sollte. Was aus Jane einmal würde, wusste niemand.

Godwin war sicher, dass Percy es nicht tun würde. Dieser aristokratische Aufschneider und Salonradikale war viel zu egozentrisch, um sich umzubringen. Vor einem Jahr war er hier als größter Fan angetanzt mit seinem Atheismus, seiner Godwin-Manie und seinem Geld. In der Weichzeichnung, die der Baronensohn seitdem täglich vornahm, waren er und seine verstorbene Frau noch einmal als großes Paar auferstanden. Natürlich hatte Godwin das geschmeichelt. Er brauchte Unterstützer. Als Autor war er nicht mehr gefragt, seine Buchhandlung und der neu gegründete Kinderbuchverlag, für den er nun auch selbst Geschichten beisteuerte, liefen nicht gut. Anders als Percy hatte Godwin sich alles selbst erarbeiten müssen. Sein bekanntester Roman war ein Hit gewesen, seine große theoretische Schrift *Politische Gerechtigkeit* hatte dafür nachhaltiger gewirkt. Ganz London hatte sie gelesen. Es waren gute Zeiten gewesen, nun waren sie wohl um. Godwin wollte es nicht wahrhaben und hatte Percys Lobeshymnen irgendwann geglaubt, denn am Ende war er noch eitler und kindischer als der junge Dichter. Er liebte Mary wie nichts anderes auf der Welt. Wie keines seiner anderen Kinder, wie keine Frau. Er schnaufte tief. Es klang wie ein Startschuss. Das lodernde Feuer aller Beteiligten hatte genügt, die eingefrorene Szene abzuschmelzen. Sie waren nun gezwungen, das ganz große Drama ein für alle Mal durchzuexerzieren. Zwei Dinge standen im Raum. Eins davon wollte Godwin auf keinen Fall

ansprechen, das andere unbedingt als Erstes. Er donnerte:
«Was ist mit Harriet?»

Harriet war Percys Ehefrau und die Mutter seines Kindes. Er hatte die damals Sechszehnjährige vor drei Jahren gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet. Sie war eine Freundin seiner Schwester. Die Liebe war für ihn der perfekte Kampfplatz, um die patriarchale Ordnung, die die Menschen in Passivität und Depression zwang, zu zerstören. Es galt, die jungen Frauen zu befreien, also auch möglichst viele von ihnen. Auf Godwins Frage hin ließ er allerdings seinen Giftarm sinken. Er hatte nichts gegen Harriet, war sich sogar sicher, dass er sie noch liebte. Aber er konnte das Zeug in sich, das Leben hieß und das so wütend voranschritt, nicht im Zaum halten. Zuletzt hatte sie sowieso nur noch gemeckert und Ansprüche gestellt. Gar nicht das Bild einer selbstständigen Frau. Und die wollte er. In drei Jahren war er berühmt, oder tot. Sein Arm stand wieder grade in der Luft. Percy schrie:

«Wie können Sie das fragen? Bin ich nicht hierhergekommen, weil in Ihren Worten die Freiheit liegt? Die Unbedingtheit? Die Größe!? ›Der vernunftbegabte Mensch braucht weder Gesetze noch Institutionen› – Ihre Worte.»

«Harriet ist nun einmal Ihre Ehefrau», knurrte Godwin.

«Was ist die Ehe? Ein Blatt Papier! Sie wollten sie doch selbst abschaffen!»

Godwin schaute genervt.

Percy weiter: «Marys Mutter nannte die Ehe Haussklaverei und legale Prostitution. Warum sollen Frauen weniger wert sein als Männer?» Er machte dazu auf dem Schreibtisch plötzlich leichte Tanzbewegungen.

Godwin irritierte das Gewackel. Wie hatte er seine Frau damals angefleht: Die Gerechtigkeit der Völker, natürlich, das ist unser Kampf, aber wenn sie das mit dem Feminismus, an den sie beide glaubten und den sie gemeinsam lebten, auch öffentlich durchziehen wollte, würden die Leute ihr das nicht verzeihen. Natürlich hatte sie nicht auf ihn gehört.

«Hören Sie mir überhaupt zu?», rief Percy vom Tisch.

Marys Vater versuchte mit aller Kraft, ihm nicht zuzuhören. Wie dieser Shelley dastand, in seinem abgerissenen Aufzug, vollkommen albern. Gottlob war seine Frau nicht hier, um den Schlamassel mit anzusehen. Was könnte er gegen eine Entführung ausrichten? Er würde sich seine Tochter nicht rauben lassen. Mary war sein begabtestes Kind. Wenn er hinter der Stirn dieses verschlossenen Mädchens die Gedanken rattern hörte, sah er das Ebenbild seiner verstorbenen Frau. Er würde sie zur größten Autorin Londons machen. Vor allem würde er sie nicht auf die andere Seite der Gesellschaft ziehen lassen. Er selbst balancierte seit jeher auf einer seidenen Linie zwischen umstürzlerischer Avantgarde und sicherem Hafen, Kunst und Gefängnis. Er wusste, wie schwer diese Membran rückwärts zu überschreiten war. Shelley wusste einen Scheißdreck. Am Ende würde seine schwerreiche Familie ihn

wieder aufnehmen und den verlorenen Sohn in einem Schloss auf dem Land versauern lassen. Er würde dort depressiv und Alkoholiker werden, aber mehr auch nicht. Die Reise von einer Klasse in die andere, von einer gesellschaftlichen Sphäre und zurück, den machten in dieser Zeit nur eisenharte und zugleich fast durchsichtige, flexible Gestalten, deren Seelen und Wörter zugleich hell und antik waren. Die Jahre hatten den aufsässigen Humanisten zu einem Pragmatiker werden lassen. Hehre Ziele und große Ideale, natürlich, immer. Das alltägliche Leben und Leiden stand allerdings auf dem gleich daneben liegenden Blatt. Und anders als für das Gemeinwohl war dafür alleine er verantwortlich. Er musste die große Familie aus ganzen und halben Töchtern, Dreiviertel-Söhnen und im Grunde völlig fremden Kindern, die unter seinem Dach wohnten, am Laufen halten. Er brauchte Geld. Und das war eben das Zweite, worüber er ständig nachdachte, aber sicher nicht hier vor seinen beiden Töchtern sprechen wollte: das viele Geld, das Shelley ihm geliehen hatte, und vor allem das Geld, das er ihm noch leihen sollte. Ohne diesen aristokratischen Hurensohn ging es einfach nicht mehr. Godwin schaute in die Runde und schloss angeekelt die Augen. Percy sprach nun etwas ruhiger:

«In diesem Haus, vor allem durch Sie, Godwin, wurde der Grundstein gelegt, hier habe ich Mary getroffen ...»

Mary wollte etwas sagen, es kam nichts aus ihrem Mund. Godwin brüllte: «Vor sechs, sieben Wochen, Shelley. Vor sechs, sieben Wochen!»

«Schon richtig», gab Percy zu, «doch nur hier konnten wir die Idee einer Welt weiterentwickeln, in der alle politischen und sozialen Hierarchien überwunden werden. Ich will nicht abergläubisch wirken, aber sollte es nicht vielleicht genau so sein? Doch wir müssen hier raus, wir bilden die Gemeinschaft der kommenden Gesellschaft.»

Mary saß, ja, lag eigentlich in ihrem Sessel, die Augen halb geschlossen. Oft, wenn die Welt zu aggressiv auf sie eindrang, reagierte ihr Körper darauf mit Schlaf. Sie konnte nichts tun, als sich der bodenlosen Träumerei zu ergeben. Kurz bevor dieser Zustand eingetreten war, hatte Mary eine schreckliche Vision gehabt. Die Bücherberge, die rings um ihren Geliebten bis an die Decke gestapelt standen – ihr Vater verfügte über eine der größten privaten Bibliotheken des Landes – sie hatten sich plötzlich in den Raum hineingewölbt wie Wellen, und die Bücher, zu Tausenden herabgestürzt, hatten Shelley unter sich begraben.

«Wir waren gegen die Ehe», dröhnte ihr Vater in diesem Moment, «das wisst ihr beide. Aber wir haben nichtsdestotrotz geheiratet, weil ich nicht wollte, dass deine Mutter allein vor der Gesellschaft steht, denn das wird auch Harriet als Frau mit Kind, aber ohne Mann. Deine Mutter und ich lebten zusammen, aber wir haben uns jeder ein Zimmer gemietet, um dort zu schreiben. An wen denkt ihr, außer an euch?»

«Wir denken an eine Kommune», antwortete Percy sofort, «in der es keine Grenzen zwischen Freundschaft und